

Rezepte von J. v. N. u. f.

Auch ein Justizrath kann außer Fassung gerathen. Natürlich nur bei privaten Vorlesungen und höchstens auf die Dauer von fünf Stunden.

„Die gnädige Frau ist hier?“ — kommt es gleichzeitig von den Lippen des Justizraths, der sich eben seines Pelzes entledigt. „Wo?“ —

„Beim Heinerle im Zimmer. Gnädige Frau.“

Ein Wink, der die Schwägerin vernehmen läßt.

Aber der eichene Boden knarrt unter den wuchtigen Schritten, der Sessel ächzt. . . ein leiser Aufbruch ist unverkennbar. Sie hier? — Hat sie sich nachlässig auf ihre Mutterpflichten besonnen, oder sind ihre anderen Pläne — misglückt? — Ein lustiges Stöhnen, und als hätte er die Ueberraschung geahnt, war er einen Tag früher zurückgekehrt. Alles in Allem ein ausgezeichneter Witz!

„Wah?“ — Ein paar Rollen sammeln sich auf seiner Stirn. Der Sessel ächzt schon wieder, der Boden knarrt, den der Herr Justizrath wandert, und seine Gedanken wandern auch — kreuz und quer, um zu dem Facit zu gelangen: Sie hätte nicht fortlaufen dürfen! Für Fahnenflüchtige hat das Gesetz keinen Milderungsgund.

„Was sie bezogen haben mag? — „Vanitas“, lächelt er ironisch. „Weil ich dir nicht die Schleppe tragen wollte, du reizendes!“ — jetzt flücht der Sessel in allen Hugen — „du süßes, schönes, tapferes Weib!“ (Oh bitte Herr Justizrath, die Meißner Puppen werden vom Bord fallen, wenn Sie so fürchterlich stampfen.)

„Weil ich mich als Ehemann nicht vor den Sieneswagen meiner Frau spannen wollte — das fehlte noch!“ Er schwingt, als hätte er russisch-römisch gebadet. „So was überläßt man den galanten Nichtsthenern!“

„Nun aber meinet ich die Gerechtigkeit zum Wort. Hast du denn den leistungsfähigsten gebildet — Warst du nicht wie ein Scherlock Holmes hinter ihren kleinen Abenteuerern? — Und etwas muß doch solche junge Frau haben.“

„Die alte Geschichte,“ brummt er und wirft die Cigarre weg. „Die bekannte Melodie von dem alternden Manne, der sich ein junges Weib nimmt. Eine Weltanschauung hatte sie sich beim Tennis spielen nicht bilden können. Dazu bieten sich in der Ehe Gelegenheiten. Sie erhofft wohl auch Bekehrung von dem geistig hochschwebenden Manne. Aber dessen Leben spielt sich in nervöser Hast ab: der Beruf, Konferenzen, Privatstudien, gesellschaftliche Verpflichtungen . . .

„Keine Zeit, mein Kind, ist die stehende Phrase. Und sie hatte sich eingebildet, ein Mann müsse immer Zeit für seine Frau haben, die Frau sei das Wichtigste im Leben des Mannes. Eine Enttäuschung folgte der anderen — die Illusionen schwinden. Ihre Zärtlichkeit wird einmal kühl abgelehnt . . . er glaubt, Frauen zu entdecken . . . und so gelangt man — ganz allmählich — in das Stadium der Gleichgültigkeit. Dabei lebt sich's ganz gut, wenn man nicht aufgeregter ist.“

Etwas in ihm wühlt: der Gedanke, daß die große Scene neulich provoziert war und daß da Jemand im Hintergrunde ist. — Der antike Seidenperfer bedt unter den Füßtritteln, eine Waise schwankt, als der Gewaltige vorbeistreift. Dann . . . tiefes Schweigen. Nur eine Anabenstimme tönt aus dem angrenzenden Zimmer: „Dico tibi dictum — scribo scripsi scriptum.“

Zum zweiten Male ist der Justizrath fassungslos. Seine Frau beim Heinerle? Während des Unterrichts? Sollte etwa der Hauslehrer in irgend welchen Beziehungen zu ihr stehen? . . .

Othello reißt die Thür auf und steht starr vor dem Bild der beiden blonden Köpfe, die sich über die Grammatik neigen. Nur um eine Nuance sind sie auseinander — silberblond und braun der Bube, während Namas Haar ins Goldige spielt. Klammernde Lichter tanzen über den hellen Scheitel bis zum Nacken hinunter, den das Kleid freiläßt.

Materisch schön ist sie in dem zarten Roth, das die Wangen überflammt — niemand würde ihr die Dreifügig glauben.

Auch der Justizrath findet das, während er einen durchbohrenden Blick auf die Sündlerin heftet. Er muß gesehen, daß diese Frau zu hübsch und zu jung für ihn ist — immer gewesen ist. Fataler Weise hängt ein Spiegel da drüben, der ihm sein üppig sprühendes Grauhair zeigt. . . die Häkchen im Augenwinkel. Wie müde die Augen zwinkern, wenn er das Glas abnimmt! Nein, er ist kein Adonis mehr — er stolpert langsam ab — während jene blühende Schönheit alle Segel aufhißt!

Fürs erste kann er beruhigt sein, denn hier ist kein Liebhaber. „Dein Lehrer nicht hier, Heinerle?“

„Weißt du nicht, Papa, daß er seit einer Woche krank ist? Nutzt ihm mit mir, weil du — hast du denn überhaupt Latein gehabt? Ein bißchen bloß? Nicht acht Stunden die Woche? Sag, geht mittlere eigentlich nach der zweiten oder nach der dritten? So'n großer Vater muß sich erst besinnen!“ —

„Gib das Buch her,“ herrscht ihn Papa an, dessen Latein wirklich etwas bouffant geworden ist. „Nach der dritten natürlich!“ Und zu ihr gewendet, die den Blick gesenkt hält: „Ich wünsche dich nachher zu sprechen.“

Unfähig zu arbeiten, sitzt er vor seinem Schreibetisch und wartet. Eine Viertelstunde nach der andern verrinnt. Sie pauken unermüdlich: triha trari tractum — emo emi, empulum . . .

Endlich ein vernünftiges Klappern, der Federkasten schnappt zu, der Nagen bummelt ein paar mal lustig über den Tisch: „Jetzt wird Krieg gespielt!“ brüllt Heinerle und poltert zur Thür hinaus.

„Krieg,“ lächelt der Justizrath in der Stille seines Arbeitszimmers. „In der Ehe kein amüsanter Spiel!“ heimliche Attaden, Spionage, Fluchtversuche. Dertlei reizt ihn nicht. Wir plädiere heute für Abschaffung der Sklaverei. Wer nicht an unserer Seite leben und ausbarren will — dem identen wir die Freiheit!“

Er wendet sich im Stuhl, als es leise hinter die Schwelle raschelt. „Darf ich bitten, dort Platz zu nehmen.“

„Noch kein Licht!“ donnert er das nengierige Stubenmädchen an, und als dessen Schritte auf dem Korridor verhallt sind, schiebt er den Stuhl zurück und beginnt zu wandern. (Oh bitte, Herr Justizrath — der feidene Berler und die Meißner Püppchen!)

Nein, er kümmert sich nicht. Er beherrscht die Situation vollkommen und geht mit abgemessenen Schritten von der Thür bis zum Fenster — vom Fenster bis zur Thür, um dann mit verengten Armen vor seiner Frau stehen zu bleiben: „Hör Dein Liebhaber Dich veranlaßt, mein Haus zu verlassen?“

„Ich habe keinen Liebhaber,“ entgegnete sie frohlich. „Ich ging, um Dir zu beweisen, daß es einen Ausweg giebt.“

„Du warst überzeugt, daß ich Dich holen würde?“ —

„Ich wäre von selbst gekommen,“ gesteht sie freimüthig. „Schon des Kindes wegen.“

Er lauschte, ob noch etwas Liebes kommt. Ein Seufzer ist Alles. Ob Thränen fließen, kann er nicht feststellen, da er ihr den Rücken lehrt und durch's Fenster blickt. „Man muß resignieren können,“ tröstet er sich. „Dann lodt die Stimme der Verführung.“

„Geh' hin, nimm die Bildhübsche in Deine Jupiterarme und sage ihr, daß der Liebsten Streit die Liebe erneuert.“ „Soldat! Trottel! müßte ich sein,“ brummt er vor sich hin. „Landgraf werde hort.“

Und tobternt nimmt er seine Promenade wieder auf. Als er das dritte Mal über die weiße Schleppe tritt, die ihm den Weg verperft, sagt er gelassen: „Ich verstehe, warum Du an meiner Seite nicht glücklich bist, Kind. Zärtlichkeiten und Süßigkeiten waren nie meine Sache. Du brauchst dergleichen und hast Jahre hindurch entbehrt. Philister sind es — Egoisten, die auf ihrem Rechte fußen! Ich halte Niemand, der von mir fortrennt, denn das Leben ist zu kurz, um es zu verjammern — kurzum . . . ich gebe Dich frei!“

Er tritt den Rückzug an und hört Schlagen hinter sich. „Weiberbräuen,“ denkt er mit dumpfem Groll. „Natürlich weint sie, von Deiner Großmuth überwältigt! Ein Narr bist Du übrigens, wie es in Mitteleuropa keine zweiten giebt. Artfells nicht in jeder Ehe mal? Man donnert doch nicht seine Frau nicht fort, notabene wenn man sie lieb hat. Justizrath, das war blödsinnig dumm!“

„Hast Du mir noch etwas zu sagen?“ tönt es mit leiser Stimme herüber.

„Nichts. Der Fall ist erledigt.“ Am nächsten Tage stürzt ihm Heinerle mit der Witschaft entgegen, daß der Lehrer morgen wiederkommt. „Nutzt ihm heute zum letzten Male mit mir.“

„Auch das noch,“ denkt der Justizrath und hängt seinen Pelz an den Nagel, an den er sich am liebsten selbst hängen möchte. Da stehen zwei große Koffer im Gange, und das Mädchen scheint zu packen.

Die Mahlzeit bleibt unberührt. . . die Bogen auf dem Schreibtisch unbeschrieben. Er wandert ungemüthlich wandert, wandert tadellos und lautlich an der Thür auf die wohlbelannten Votabellen: fumete, tacete, capere . . .

Blödsinnig hat er die Thür geöffnet und steht mit der gestrigen Miene des Kreislaufinspektors vor ihnen. „Ich hoffe, mein Sohn, daß Du in der Abwesenheit Deines Lehrers nichts verlernt hast, auf daß Dir der Ruffsch nach Quinta gelingt. Laßt Euch nicht füren, sagte er mit herablassender Handbewegung und rückt einen Stuhl heran.

nicht ohne Erregung fest, daß sie in dem schwarzen Kleide entzückend ausseh! Heinerle und taucht seine Feder in Glid und Tinte, denn daß beide Eltern bei ihm sitzen, ist ein Ereigniß. Da muß er sich extra Mühe geben. „Ad officium revocare — wieder zum Gehorsam bringen,“ ruft er strahlend. „Das ist nicht schwer, Nutti.“

„Was soll aus den Koffern drauhen werden?“ fragt der Justizrath eilig . . . aber näher rüdend . . . „Sind es die Deinigen?“

„Sie nicht, ohne ihn anzusehen. „Ich kann nicht länger hier bleiben, nachdem Du mich fortgeschickt hast.“

„Fortgeschickt? Es scheint, daß Du mich nicht verstanden hast. Ich erklärte Dir, wie ich mich persönlich zu der Sache stelle.“

„D si tacuisses — oh, wenn Du geschwiegen hättest!“ ruft Heinerle dazwischen. „Die nächste Form: bellum gerunt — sie führen Krieg.“

„Sie schließen Frieden,“ diktiert Mama. „Nur Deinetwegen gebe ich Dich frei,“ flüstert er, leise accentuierend. „Weiter!“ befiehlt Heini. „Du hast geseht. Pah! auf, das ist schwer.“

„Bicisti — Du hast geseht,“ schallt es von drüben. „Oder wollen wir — etwa — den Kampf von Neuem aufnehmen?“ — forcht er mit verschleierter Stimme. Justizrath, der Athem wird Dir knapp, und Deine Augen schließen sich unwillkürlich, denn eine schmale Hand tastet nach Deiner Wange, und ein kleiner, süßler Mund flüstert dicht an Deinem Ohre: „Bicisti!“

Er verahmt, daß es seine eigene Frau ist, mit der er die kleine Liebeszene hat, und drückt galant einen Kuß auf die schlanken Finger — und noch einen, der gar kein Ende nimmt! Sagen kann er so wie so nichts, denn sein Latein ist zu Ende.

Die närrischen Hagen.

Von Ep. Gopcevic jr.

Ein herrliches Wetter begünstigte den Jagdaus, dem von Baron Fuchsberg eine große Zahl Gäste eingeladen hatte. — Der dritte Wagen war vorüber, und die Herren fanden sich bei der Strecke ein, die der Jagdherr topfschüttelnd musterte. Dreißig Schützen und bloß zehn Hagen, zwei Hühner und ein Hasen — ein recht dürftiges Resultat! Die Jagdgäste sahen sich ein wenig betroffen an und tauschten gegenseitig halbtraurige Bemerkungen aus: einer derselben jedoch, der Rentner Goldberg, nahm das Wort und sagte, nicht-erregt: „Jehn Hagen? Nicht möglich; ich habe allein mindestens acht geschossen — und dann der Fuchs? Wo ist denn der Fuchs? Was?“ — „Im Rau!“ rief sich eine Stimme von rückwärts vernehmen, was ein allgemeines Gelächter hervorrief. — „Da ist nichts zu lachen,“ entgegnete Goldberg. „Ich habe ihm eins auf den Pelz gebrannt, daß ihrer zwei daran genug gehabt hätten, und dann die Hagen — Herr Baron, da muß ich die Treiber dafür verantwortlich machen, diese faulen Lüderl!“ — „Sie können recht haben,“ erwiderte der Baron, „ich werde mit den Hunden nachsehen lassen — da wird sich die abgängige Jagdbeute schon finden — aber jetzt, meine Herren, und plaudernd folgte die Gesellschaft der Einladung; nur der Jagdherr blieb bei seinem Jäger zurück. Als alle außer Hörweite waren, nahm er denselben bei Seite und sagte ihm: „Anber, jetzt mach' ich's für die Sache gut. Haben Sie die Patronen für Herrn Goldberg nach Votschirf gefertigt?“

„Zu Befehl, Herr Baron,“ lautete die kurze Antwort. — „Also machen Sie die Sache schlau! Bringen Sie dem unerbesslichen Renommisten eine Flasche Kasitte und ein Hühner — den Köder nimmt er sofort an, dann ist er blind wie ein Hahn in der Kalz; verkaufen Sie seinen Munitionsvorrath und wechseln Sie auch die Patronen in einem Zwilling aus!“

„Wird's mach'!“ sagte der Jäger lustig und lustig blinzelnd, und eilig folgten die beiden der Truppe nach.

Beim Knödsbogen ging's lebhaft her; man aß und trank mit Behagen; in übermüthiger Laune rief man Herrn Goldberg zahlreiche „Weidmanns Heil!“ zu. Er ließ sich jedoch nicht in seiner derzeitigen Jagdtätigkeit beirren — trant den letzten Tropfen und verwandelte sein Hühnerchen in ein tadelloses Steilet.

Nun wurde wieder aufgebrochen. — Als sich die Schützen, abermals bei der Strecke einfanden, war sie ziemlich reich bestellt. Goldberg stand, wie immer, im Vordergrund. „Nun,“ fragte der Jagdherr, „wie ist's dieses Mal gegangen. Herr Goldberg — wieder ein Fuchs durch die Lappen geschniert?“

„Nein,“ entgegnete Goldberg, „habe diesmal einen schlechten Anlauf gehabt — ich denke, daß ich nur fünf Hagen zur Strecke gebracht habe!“ Erwartungsvoll sahen alle auf den Baron, der die Mühe gab, ernst zu bleiben. „Erlauben Sie, Herr Goldberg,“ sagte er, „welche Schrottnummer schießen Sie?“ — „Was sonst als Dreier!“ gab dieser zur Antwort. — „Nicht möglich! — Sie irren sich,“ behauptete der Baron; „darf ich einmal eine Ihrer Patronen sehen?“ — „Mit Vergnügen,“ entgegnete Goldberg und behändigte dem Fragesteller das Verlanate Der Jagdherr nahm die Patronen, öffnete sie und — welche Ueberraschung! An Stelle der Schrotkörner kam —

frischer, würziger Schnupftabak zum Vorschein. „Saarbrücker Nummer zwei,“ erklärte der Baron — „eine Briefe gefällig?“ Allgemeines Gelächter. „Wir haben uns einen kleinen Jagdherr erlaubt, Herr Goldberg; wir wollten sehen, ob ein so vorzüglich Schütze auch mit diesem Material höhere Treffer erzielen — nehmen Sie's nicht übel!“ — Goldberg war nicht zu verblüffen. „Ah, nicht im mindesten! Jetzt begreife ich das Wunder! Denken Sie sich, meine Herren, so oft ich einem Hagen eins auf den Balz brachte, sprang das Luder in die Luft, rief sich den Kopf mit den Vorderläufen und hing dann zu nieden an, nieste, nieste immer heftiger und fiel dann todt nieder! Ich dachte schon an eine Epidemie unter den armen Thieren — jetzt ist die Sache erklärt, und wie Sie aus der Streck gesehen können, meine Herren, geht's auch so!“

Das Briefschreiben.

Es giebt Leute, welchen es jedesmal eine Art von Ueberwindung kostet, wenn sie einen Brief schreiben sollen, selbst wenn es der einfachste ist. Sie schreiben Worte hin, welche sie sonst niemals gebrauchten, machen überschwängliche Ausrufen, bringen Fremdwörter uhn, und der Empfänger, der freudig den Brief geöffnet, leat ihn enttäuscht aus der Hand, denn der Brief enthält nichts als leere Worte.

Und doch ist es nicht schwer, einen guten Brief zu schreiben — natürlich ist hier nur von solchen Briefen die Rede, welche an Bekannte gerichtet werden — wenn der Briefschreiber sich nur erst klar machen wollte, was er eigentlich schreiben will.

Ein Brief muß einfach, natürlich und ohne Umschweife geschrieben sein. Was wir mitzutheilen haben, muß in dem Tone geschehen, als ob wir sprächen; alle Punkte, welche in dem Brief berührt werden sollen, müssen in possender Reihe geordnet werden. Daher ist es ungeheures Briefschreibern sehr zu empfehlen, ihre Briefe erst zu entwerfen und sie dann laut zu überlesen, da das Ohr manches verwirrt, was das Auge durchschlüpfen läßt, und die Sätze können dann so lange umgeformt werden, bis sich alles glatt und flüssig lesen läßt.

Nichts macht einen schlechteren Eindruck als trumme Zeilen; wer nicht die Fertigkeit besitzt, in geraden Linien zu schreiben, der bewiene sich eines Linienblattes. Ort und Datum, welcher beiläufig zwei Finger breit von dem oberen Rande rechts zu stehen kommt, darf nie vergessen werden: sie sind von Wichtigkeit, damit der Empfänger nicht erst zu ratzen braucht, wo und wann der Brief geschrieben worden ist. Das Papier bis an die äußersten Ränder voll zu schreiben, ist ungeschicklich.

Das Zusammenlegen des Briefes muß mit äußerster Sorgfalt geschehen, verschiedene Kniffe geben dem ganzen Brief ein unlautes Aussehen. Daher wähle man auch stets an paßende Couverts. Die Adresse, welche alles enthalten muß, was zur schnellen Ermittlung des Empfängers notwendig ist, erfordert einige Aufmerksamkeit.

Der Wahnsinn einer Königin. Es handelt sich um Maria Pia von Savoyen, die Mutter des ermordeten Königs Carlos von Portugal und Großmutter des jungen regierenden Königs Manuel. Mit 16 Jahren lamelte sie, eine Tochter Viktor Emanuel's II., des ersten Königs des gemeinsamen Italiens, in Portugal, um dort den Königsthron zu bestiegen. Sie herrschte wirklich, so schreibt der Lisaboner Correspondent des römischen „Corriere d'Italia“ seinem Blatt durch ihre Schönheit und Hoheit. Vielleicht gab es in unserer Zeit keine Herrscherin, die sich in so hohem Grade wie Maria Pia der Liebe und Verehrung eines Volkes erfreute. Bei Volksfesten befand sie sich manchmal im dichten Gedränge, und wenn es ihr endlich gelang, sich zu befreien, sah sie ihre Kleider zerfetzt, denn Hunderte von Händen hatten daran herumgerissen und geschritten, um eine Melange der geliebten Fürstin zu erlangen. Die Traudie des grottenvollen Königsmordes unbedürftig vollends ihren Verstand, der bereits inmitten der Heimtückungen der letzten Jahre gelitten hatte. Seitdem sie die blutigen Leichen von Sohn und Enkel in ihren Armen gehalten, hat sie für ihre Umgebung keinen Sinn mehr. Schrecklich abgemagert wandelt sie in den Sälen des Mudo-Palastes, auch nächstlicherweile, umher und unterhält sich dabei laut mit ihren lieben Todten, die sie anwesend wähnt und an die sie gültige, zärtliche Worte richtet. Nicht selten begiebt sie Blumen, die nur in ihrer Einbildung existiren. Bei Tisch glaubt sie, den todtten Sohn an ihrer Seite zu sehen, und unterhält sich lebhaft mit ihm. Oft bricht sie in Jubelworte aus. Maria Pia ergreift sich nie in Klagen, sie leidet nicht, aber bei ihrem Anblick leidet sehr ihre treu anhängende Umgebung. So wankt die einst vergötterte Königin, durch schwere Schicksalschläge niedergeschmettert und, von der Nacht des Wahnsinns umfangen, gleichsam jetzt schon todt, dem Grabe entgegen.

In zweiter Lesung. A.: „Hast du neulich den kürzesten Schüttelreim gelesen?“ B.: „Nein.“ A.: „Du bist — Buddhist.“ B. (am nächsten Tage zu C.): „Nennen Sie schon den kürzesten Schüttelreim?“ C.: „?“. B.: „Ich bin Buddhist.“

Die grünseidenen Pantoffel.

Von W. Herbert.

Said war sehr verliebt in sein reizendes Weibchen Zoraide, die süße Pfirsichblüthe, die er trotz seiner vorgeschrittenen Jahre mit jugendfrischer Begeisterung geheiratet hatte. Sobald er vom Bazar nach Hause kam, konnte er kein größeres Vergnügen, als sich in den Harem zu begeben und mit ihr zu plaudern.

Leider wurde er in der letzten Zeit öfter, als ihm lieb war, daran verhindert. Denn er fand vor dem Haremseingange ein Paar allerliebste grünseidenen Pantoffel, auf denen goldene Pfauen eingestickt waren — ein Zeichen, daß Zoraide Besuch von einer Freundin hatte. Es war aber nach der Sitte des Landes selbst ihm verboten, die Gemächer seiner Gattin zu betreten, wenn dort außer ihr noch eine fremde Frau verweilte. So entlagte er denn schweren Herzens dem geliebten Pfauerschlüpfchen und tröstete sich einigermaßen damit, daß seine Gemahlin, die sonst ein ziemlich einsames Leben führen mußte, wenigstens in der Unterhaltung mit ihrer Freundin Zerstreuung finde.

Da wurde dem guten Said eines Tages von unbekannter Hand ein Briefchen in sein Gewölbe geworfen, das nicht unterzeichnet war, ihn aber gleichwohl in die höchste Erregung versetzte. „Du wirst betrogen!“ stand darin. „Die grünseidenen Pantoffel mit den goldenen Pfauen stellt der listige Weiberjäger Jussuf vor die Thüre Deines Harems, wenn er die viffige Zoraide besucht. Beide lachen Dich aus. Sieh Dich vor!“

Erst sah er eine Weile wie gebrochen. Dann packte ihn eine namenlose Wuth; er wollte nach Hause eilen, die Ungetreue erdroffeln, hierauf den falschen Freund auffuchen und ihm den Dolch in das Herz stoßen. Bald aber kam er wieder von solch gewaltthätigen Plänen ab, die seiner sanftmüthigen Natur widersprachen. Er redete sich ein, daß das Schreiben nichts sei als die heimtückische That eines Heiders, der ihm sein Glück mißgönnte. Dann jedoch ergriß ihn der Verdacht auf's neue und er beschloß, der Sache nachzuforschen.

Wie es Abend war und die Sonne untergegangen, schlich er in das enge dunkle Seitengäßchen, wohin die kleine Thüre des Haremgartens mündete. Dort legte er sich auf die Lauer. Schon erfolgte ihm Ungebuld und Müdigkeit — da löste sich plötzlich ein Schatten von der Mauer und eine verumuthete Gestalt eilte davon. Said glaubte in ihr deutlich Jussuf zu erkennen. — Er verbrachte die Nacht in wühlender Eiferjucht und eilte am andern Morgen in Jussuf's, des Goldschmidens, Werkstatt, wo er ihn so bekämpfte, daß ihn jener schwer getränkt vor den Kabi schleppte.

Dieser machte ein sehr ernstes Gesicht und forderte Said auf, seine Beweise vorzubringen. Der holte das Schreiben heraus. Der Kabi betrachtete es lange und sprach dann verweilend: „Darauffin allein soll ich Dir glauben? Hast Du sonst nichts, ihn zu überführen?“ — Said stand dumm und verblüht. Da trat Jussuf mit stolzer Miene vor und sagte, mit einem vernichtenden Blick auf ihn, zu dem Kabi: „Herr! Tritt hier an das Fenster! Eben geht Sobedei vorüber, unser's gemeinsamen Freundes Selim Weib. Ueberzeuge Dich selbst, daß sie die grünseidenen Pantoffel mit den Pfauen trägt! Kann ich meine Unschuld besser beweisen? Sie ist es, die Zoraide besucht!“

Die drei Männer schauten aus dem Fenster und sahen Sobedei züchtig mit gesenktem Haupte und schleierverhülltem Antlitz vorübergehen, die grünseidenen Pantoffel mit den goldenen Pfauen an den Füßen.

„Nun?“ fragte der Kabi gültig lächelnd; und Said stammelte tief beschämt: „Jussuf, vergeh!“ Dieser aber wollte lange nicht, und erst, als ihm Said seinen schönen, edelsteinschnidigen Dolch und fünfzig Goldstücke zur Sühne bot, ließ er sich auf vieles Zureden großmüthig herbei und vergiebt.

Said aber trat zornig auf die Straße, erkund für Zoraide eine werthvolle Perlenkette und schritt zugebungen Hauptes heimwärts. Zufällig begegnete ihm sein Freund Selim, Sobedei's Gatte.

„Woher kommst Du und warum bist Du so niedergeschlagen?“ fragte dieser. „Ach!“ antwortete Said kleinlaut, „Jussuf, der Goldschmied, hatte mich vor dem Kabi geschleppt, weil ich ihn ungerechtfertigt beleidigt.“

„Wie?“ rief der gute alte Selim empört, „Jussuf hast Du beleidigt — den besten Menschen, die treueste Seele, den aufrichtigsten Freund, den freigebigsten Nachbar! Erst heute Morgen schenkte er mir, ohne jeden Anlaß, aus reiner Freundschaft, für mein Weib ein Paar einzig schöne grünseidenen Pantoffel mit goldenen Pfauen darauf. . . . jubelnd ist sie sofort hineingeschlüpf!“

Said stand — riß die Augen weit auf — schnappte nach Luft und fürmte dann mit lautem Hohngelächter davon.

„Der arme Said!“ sagte Selim und schaute ihm topfschüttelnd nach. „Er ist übergeschnappt!“

Der verbotene „Kauk“.

Ein heiteres Erlebnis wird aus Schauspielerkreisen mitgetheilt: War da jüngst ein Berliner Schauspieler für eine Gastspielreise engagirt, die ihn durch Oesterreich, unter anderem auch nach Steiermark, Kärnten und Krain führte. Er war in einer ardueren Stadt bereits an einem Abend aufzutreten und wollte sich nun noch in seiner Glanzleistung als „Kauk“ zeigen. Er begab sich zu dem Polizeigewaltigen und wurde von ihm empfangen.

„Ich hab Sie gestern g'sehn“, sagte der Herr v. C. „Sie haben Ihre Sache ganz brav gemacht. Was wollen Sie denn hernach noch von mir?“

„Ich wollte Euer Erzelenz bitten, den „Kauk“ zur Aufführung bringen zu dürfen,“ war die Antwort. „Den „Kauk“? Was ist denn das für ein Stück?“

„Den „Kauk“ von Goethe, Erzelenz.“

„Goethe, Goethe? Was ist denn das für ein Goethe?“

„Johann Wolfgang v. Goethe, der große deutsche Dichter, und frühere großherzogliche und weimarische Minister.“

„Ah, Minister? So schau! schau! Wo darf denn das Stück nicht hier gegeben werden, Herr v. C. Stierghuber?“

„Frate er seinen Sekretär. Was ist denn das mit dem Stück vom Minister v. Goethe. Warum darf denn das Stück nicht bei uns gegeben werden?“

„Zu Befehl, Erzelenz, es ist ein gefährliches Stück.“

„Nun warf sich der Schauspieler in das Zeug.“

„Über, mein Herr,“ sagte er erregt, „das Stück wird in Wien im Hofburgtheater schon lange aufgeführt, und es nimmt niemand Anstoß daran.“

„Ja, wenn E' mir das beweisen könnten“, meinte der Statthalter und trautte sich verlegen am Ohr.

„Euer Erzelenz braucht nur die Güte zu haben, an den Direktor des Hofburgtheaters telegraphiren zu lassen.“

„Ne, nö, das ist halt zu umständlich, aber was kommt denn in dem Stück vor?“

„Der Teufel kommt darin vor“, berichte sich der Sekretär zu verichern. „Der Teufel — das war eine schöne Geschichte, den Teufel auf das Theater zu bringen, o je, je. So fan g'wis' a guter Schauspieler und a braver Mann, aber mit solchen Geschichten dürfen E' mir halt nicht kommen. Den Teufel, das war a schöne Geschichte, haben E' tan anderes Stück? Etwas, was die Zeit auch gern anschauen?“

„Antalt Goethe's „Kauk“ setze Er, Erzelenz Halms „Sohn der Wildnis“ an.“

„Das a'fiel den Leuten halt.“

Das größte Tod der Welt.

Die Hafenbehörden von Liverpool beschäftigen sich gegenwärtig mit einem Vorschlag, dessen Realisirung der genannten Stadt das größte Tod der Welt geben würde. Es soll so groß gebaut werden, daß es mit Bequemlichkeit die Schiffe von 50,000 Tonnen Deplacement aufnehmen kann, die Cunard-Linie zu bauen die Absicht hat. Natürlich wird dieses Tod so gebaut werden, daß es auch als Frodenbod benutzt werden kann. Das soll übrigens nur der erste Theil eines großen Planes sein, den Liverpooler Hafen sehr weit auszubehnen, ein Plan, der in seiner Vollendung der Stadt über drei Millionen Pfund Sterling kosten soll.



Sie: „Wir möchten uns nun aber nach einer passenden Partie für unsere Trude umsehen.“ Er: „Wag warten, bis der Rechte kommt!“ Sie: „Ach, was, der Rechte, so lange habe ich auch nicht warten können.“